

**DAS
BUCH
DER
UNRUHE**

**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**

DAS BUCH DER UNRUHE

nach Fernando Pessoa
aus dem Portugiesischen von Inés Koebel

LIVESTREAM-PREMIERE

11.06.2021 > Lichthof Albertinum

Dauer der Aufführung ca. 8 Stunden.

Aufführungsrechte beim S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**

www.staatsschauspiel-dresden.de

STRUKTUR DER AUFFÜHRUNG UND ABFOLGE DER VERWENDETEN TEXTE AUS „DAS BUCH DER UNRUHE“

Verlauf und zeitliche Strukturierung der theatralen Installation spiegeln die Phasen des nächtlichen Schlafens und Träumens. Zu Orientierung für die Zuschauer*innen haben wir einen schematischen Überblick erstellt, der dem Strukturmuster der Inszenierung von Sebastian Hartmann folgt. Die Zeitanlagen können in der Live-Aufführung variieren.



ZEIT	DAUER	SCHLAFPHASE / SZENE
22.00 – 22.45 Uhr	45 Min.	Phase des Zur-Ruhe-Kommens (Einschlafphase)
22.45 – 23.30 Uhr	45 Min.	Tiefschlaf I
23.30 – 00.00 Uhr	30 Min.	REM I (REM steht für Rapid Eye Movements, REM bezeichnet die Phase des Schlafes, in der Träume erinnert werden können)
00.00 – 00.15 Uhr	15 Min.	Zelevation I
00.15 – 01.00 Uhr	45 Min.	Tiefschlaf II
01.00 – 01.40 Uhr	40 Min.	REM II
01.40 – 02.10 Uhr	30 Min.	Geburt und Tod
02.10 – 03.10 Uhr	60 Min.	Tiefschlaf III
03.10 – 03.30 Uhr	20 Min.	Unterwelt
03.30 – 05.00 Uhr	90 Min.	REM III (A Neverending Dream) – Zelevation II, Death In Reverse
05.00 – 05.20 Uhr	20 Min.	Tiefschlaf IV
05.20 – 05.30 Uhr	10 Min.	Albtraum
05.30 – 06.00 Uhr	30 Min.	Aufwachen

TEXTE AUS „DAS BUCH DER UNRUHE“ IN DER INSZENIERUNG

Die Nummerierung der Texte folgt der Ausgabe des S. FISCHER Verlags GmbH, Frankfurt am Main, 2006.

Die Aufführungsrechte der Übersetzung von Inés Koebel liegen beim S. FISCHER Verlag, Frankfurt am Main.

PHASE DES ZUR-RUHE-KOMMENS (EINSCHLAFPHASE)

22.00 – 22.45 Uhr

330

Weil vielleicht nicht alles falsch ist, Liebste, soll nichts uns heilen von der nahezu ekstatischen Lust zur Lüge.

Die absurde Lüge hat allen Reiz der Perversion, zugleich mit dem letzten, noch größeren Reiz der Unschuld. Die bewußt unschuldige Perversion – die zu Boden stürzt zwischen Lust und Schmerz, unnützlich und absurd wie ein wertloses Spielzeug, mit dem sich ein Erwachsener amüsieren will!

Kennst du nicht, Wonnige, das Vergnügen am Kauf überflüssiger Dinge? Kennst du nicht die Freude an Wegen, die wir zerstreut irrtümlich einschlagen?

Wie erhebend, ein Leben zu vergeuden, das nützlich sein könnte, nie ein Werk zu vollenden, das unweigerlich schön würde, mitten auf dem sicheren

Weg zum Sieg kehrtzumachen!

Wie gesegnet mit Absurdem sind doch Künstler, die ein prachtvolles Werk verbrannten, oder jene, die – obgleich zu einem vollkommenen Werk fähig – mit Bedacht ein unvollkommenes schufen, oder gar die großen Dichter des Schweigens, die, im Wissen um ihre Fähigkeit zum Meisterwerk, vorzogen, es mit ihrer Entscheidung des Nie-Schreibens zu krönen!

Wieviel schöner wäre die Mona Lisa, könnten wir sie nicht sehen! Und wenn jemand sie stehlen und verbrennen würde, was für ein Künstler er auch sei, er wäre weit größer als jener, der sie malte! Warum ist Kunst schön? Weil sie ohne Zweck ist. Warum ist Leben häßlich? Weil es ganz Ziel, Zweck und Absicht ist. All seine Wege führen uns von einem Punkt zum andern. Gäbe es doch einen Weg, der an einem Ort beginnt, von dem niemand aufbricht, und zu einem Ort führt, wohin niemand geht!

Die Schönheit der Ruinen? Ihr Zu-nichts-mehr-nütze-Sein.

Der Zauber der Vergangenheit? Unser Sich-an-sie-Erinnern, denn sich an sie erinnern heißt, sie Gegenwart werden lassen, was sie nicht ist noch sein kann – das Absurde, Liebste, das Absurde ...

Und ich, der ich all dies sage – warum schreibe ich dieses Buch? Weil ich seine Unvollkommenheit erkenne. Geträumt wäre es vollkommen; geschrieben tritt seine Unvollkommenheit zutage; deshalb schreibe ich es.

... Und der Gedanke, daß all dies womöglich nicht wahr ist, daß nicht einmal ich es für wahr halte.

Und wenn die Lüge beginnt, uns Vergnügen zu bereiten, dann laß uns die Wahrheit sagen, um sie zu belügen! Und wenn sie uns Angst macht, laß uns innehalten, damit das Leid uns nicht zum perversen Vergnügen verkomme ...

TIEFSCHLAF I

22.45 – 23.30 Uhr

205

Alle, die ich liebte, hatten mich im Schatten vergessen. Niemand wußte von dem letzten Schiff. Auf der Post wußte man nichts von dem Brief, den keiner je schreiben sollte.

Und somit war alles falsch. Man erzählte keine Geschichten, die andere nicht schon erzählt hätten, noch weiß man Genaues von dem, der einst hoffnungsvoll zu falschen Ufern aufbrach, Sohn künftigen Nebels und kom-mender Unschlüssigkeit. Ich habe einen Namen unter den Zauderern, und dieser Name ist ein Schatten, wie alles.

422

Dann scheint von Osten her blond der goldene Mond. Seine Lichtspur auf dem breiten Fluß: Schlangen auf dem Weg zum Meer.

139 (139, 25, 88, 136, 63 – die Auszüge werden auf Rumänisch gespielt)
Seit langem schon existiere ich nicht mehr. Ich bin vollkommen ruhig. Nie-mand unterscheidet mich von dem, der ich bin. Soeben habe ich mich atmen gespürt, als hätte ich etwas Neues oder Aufgeschobenes vollbracht. Ich er-lange das Bewußtsein, Bewußtsein zu haben. Vielleicht erwache ich morgen für mich selbst und nehme den Lauf meiner eigenen Existenz wieder auf.

Seit langem schon bin ich nicht mehr ich.

25

Welchem Fenster zu welchem Geheimnis Gottes könnte ich mich ungewollt genähert haben?

88

Wo ist Gott, auch wenn er nicht existiert? Beten will ich und weinen, Verbrechen bereuen, die ich nicht begangen habe, Vergebung genießen wie eine nicht wirklich mütterliche Liebkosung.

...

Wer eigentlich bin ich, wenn ich nicht spiele? Ein armes Waisenkind, ausgesetzt in den Straßen der Empfindung, fröstelnd an den Ecken der Wirklichkeit, gezwungen, auf den Stufen der Traurigkeit zu schlafen und sich vom Brot der Phantasie zu nähren. Von meinem Vater weiß ich den Namen: Ich hörte, er hieße Gott, doch der Name sagt mir nichts. Manchmal in der Nacht, wenn ich mich allein fühle, rufe ich nach ihm und weine und versuche, mir ein Bild von ihm zu machen, das ich lieben kann ... Doch dann denke ich, daß ich ihn nicht kenne, daß er meinem Bild vielleicht nicht entspricht und vielleicht nie und nimmer der Vater meiner Seele ist ... Wann wird all dies ein Ende haben? Die Straßen, durch die ich mein Elend schleppe, die Stufen, auf die ich mein Frösteln kauere und die Hände der Nacht zwischen meinen Lumpen spüre? Wenn Gott mich eines Tages holte und zu sich nähme, wenn er mir Wärme und Zuneigung schenkte ... Manchmal denke ich das und weine allein bei dem Gedanken vor Freude, daß ich es denken kann ... Doch der Wind weht durch die Straße, und die Blätter fallen auf den Gehsteig ... Ich schaue auf und sehe die Sterne, die keinen Sinn haben ... Und von alledem bleibe nur ich, ein armes, ausgesetztes Kind, das keine Liebe an Kindes Statt annehmen und keine Freundschaft zum Spielgefährten haben wollte.

Mir ist bitterkalt. Ich bin so müde in meiner Verlassenheit. Mutter , Mutter ... O Wind, bring mir meine Mutter. Trag mich durch die Nacht zu der Heimstatt, die ich nie kannte ... O große Stille, gib mir meine Amme zurück, meine Wiege, mein Schlaflied ...

136

Die Last, zu fühlen! Die Last, fühlen zu müssen!

63

Während dieser Stunden, wenn sich in meiner Seele ein Abgrund auftut, bedrückt mich die kleinste Kleinigkeit wie ein Abschiedsbrief.

Ich fühle mich beständig wie kurz vor dem Erwachen, empfinde mich als Hülle meiner selbst, erstickte an Folgerungen, am liebsten schrie ich, verhalte meine Stimme nicht ungehört. Doch mit mir ist ein tiefer Schlaf, der wie Wolken von einer Empfindung zur anderen zieht, Wolken, die vielsonnenfarben und grün das halb beschattete Gras der weiten Felder färben.

Ich bin wie einer, der blindlings sucht, nicht wissend wonach noch wo er es finden könnte. Wir spielen Verstecken mit niemandem. Irgendwo gibt es einen transzendenten Trick, eine ausstrahlende Gottheit, nur vom Hörensagen bekannt.

Jeder hat seine Eitelkeit, und diese Eitelkeit läßt jeden vergessen, daß auch andere eine ähnliche Seele haben. Meine Eitelkeit sind ein paar Seiten, ein paar Passagen, gewisse Zweifel ... Ich lese sie erneut? Lüge! Ich wage es nicht, kann es nicht. Wozu auch? Der Mensch dieser Seiten ist ein anderer. Ich verstehe bereits nicht mehr recht ...

95

Ich habe ungekannte Stunden verbracht, eine Abfolge loser Augenblicke, während meines nächtlichen Spaziergangs am einsamen Meer. Alle Gedanken, die Menschen je leben ließen, alle Emotionen, die Menschen je aufhörten zu leben, gingen mir bei meiner Meditation am Meer wie ein dunkles Resümee der Geschichte durch den Sinn.

Ich durchlebte in mir, mit mir das Streben aller Epochen, und die Unruhe aller Zeiten begleitete mich entlang des Meeres, das ich hörte. Was Menschen

wollten und nicht taten, was sie zerstörten, indem sie es taten, was ihre Seelen waren und was keiner je sagte – all dies erfüllte die fühlende Seele, mit der ich nachts am Meer entlangging. Was Liebende an Geliebten befremdete, was die Frau ihrem Ehemann stets verheimlichte, wie die Mutter sich das Kind vorstellte, das sie nie hatte, was sich nur in einem Lächeln äußerte oder bei einer Gelegenheit, zu einer anderen Zeit oder in einem fehlenden Gefühl – all das begleitete mich auf meinem Spaziergang am Meer und kehrte zurück mit mir, und die Wellen brandeten jene große Begleitmusik, die mich alles schlafend erleben ließ.

Wir sind, wer wir nicht sind, und das Leben ist kurz und trist. Das Geräusch der nächtlichen Wellen ist ein Geräusch der Nacht; wie viele haben es in ihrer eigenen Seele wahrgenommen, wie eine sich beständig im Dunkel mit dem dumpfen Geräusch hohlen Schaums zerschlagende Hoffnung! Wie viele Tränen haben all jene geweint, die etwas erreichten, wie viele Tränen haben all jene verloren, die etwas vollbrachten! Und all dies vertrauten mir während meines Spaziergangs am Meer Nacht und Abgrund als Geheimnis an. Wie viele sind wir! Und wie viele täuschen sich selbst! Welche Meere hallen in uns wider in der Nacht unseres Seins an den Stränden, als die wir uns empfinden, überschwemmt von der Emotion! Was man verlor und was man hätte wollen sollen, was man irrtümlich erfüllte und erreichte, was wir liebten und verloren und, als wir es verloren hatten, liebten, weil wir es verloren hatten, und erkannten, daß wir es nie geliebt hatten; was wir glaubten zu denken, als wir fühlten; alle Erinnerungen, die wir für Emotionen hielten; und das Meer, das lärmend und frisch aus der großen Tiefe der Nacht heranrollt und fein ausläuft auf dem Strand während meines nächtlichen Spaziergangs am Meer ...

Wer weiß wenigstens, was er denkt oder was er wünscht? Wer weiß, was er für sich selbst bedeutet? Wie vieles suggeriert uns die Musik, und es ist uns recht, daß es nicht sein kann! Wie vieles ruft uns die Nacht in Erin-

nerung, und wir weinen, und doch ist es nie gewesen! Wie eine sich aus diesem weiten, horizontalen Frieden erhebende Stimme rollt eine Welle heran, bricht krachend, beruhigt sich, und ihr Geifer versickert zischend auf dem unsichtbaren Strand.

Wie sehr sterbe ich, wenn ich um aller Dinge willen fühle! Wie sehr fühle ich, wenn ich so umhergehe, unkörperlich und menschlich, und mein Herz still ist wie ein Strand, und das gesamte Meer aller Dinge, in dieser Nacht, in der wir leben, laut und spöttisch brandet, ehe es sich beruhigt, auf meinem ewig nächtlichen Spaziergang am Meer!

39

Mit einem Mal, als hätte mich die chirurgische Hand des Schicksals jählings erfolgreich von einer alten Blindheit befreit, sehe ich auf von meinem anonymen Leben zur klaren Erkenntnis meiner Existenz. Und ich sehe, daß alles, was ich tat und dachte, alles, was ich war, einer Täuschung gleichkommt, einem Wahnwitz. Ich bin verwundert, wie vieles nicht zu sehen mir gelang. Ich bin erstaunt, wie vieles ich war und wie ich nun sehe, was ich letztlich nicht bin.

Ich blicke auf mein vergangenes Leben wie auf ein weites Feld in der Sonne, wenn sie durch die Wolken bricht; und ich bemerke mit metaphysischem Staunen, daß mein bedachtestes Tun, meine klarsten Vorstellungen, meine logischsten Vorhaben letztlich nichts anderes waren als angeborene Trunkenheit, naturgebene Narrheit und großes Unwissen.

463

Endlich finde ich Ruhe. Alle Spuren, aller Unrat fallen ab von meiner Seele, als hätte es sie nie gegeben. Ich bin allein und ruhig. Diese Stunde ist wie die Stunde, in der ich einen Glauben annehmen könnte. Doch zieht mich nichts nach oben, wenngleich mich auch nichts mehr nach unten

zieht. Ich fühle mich frei, als hätte ich aufgehört zu existieren und wäre mir dessen bewußt.

Ruhe, ja, ich finde Ruhe. Eine große Ruhe, sanft wie etwas Nutzloses, kehrt ein in mich bis hinab auf den Grund meines Seins. Die Seiten, die ich gelesen, die Pflichten, die ich erfüllt habe, der Lauf und die Zufälle des Lebens – all dies ist für mich nur noch unbestimmt, schattenhaft, ein kaum sichtbarer Halo, der etwas Ruhiges umgibt, von dem ich nicht weiß, was es ist. Das Bemühen, bei dem ich ab und an die Seele vergessen habe, das Denken, bei dem ich ab und an das Handeln vergessen habe – beide kommen sie zurück zu mir als eine Art gefühllose Zärtlichkeit, ein armselig leeres Mitleid.

Es ist nicht der langsame, milde Tag, bewölkt und lind. Es ist nicht diese schwache, fast nichtige Brise, kaum spürbarer als die stehende Luft. Es ist nicht die namenlose Farbe des hier und da blaßblauen Himmels. Nein, es ist nichts von alledem, weil ich nichts von alledem fühle. Ich sehe, ohne sehen zu wollen, machtlos. Aufmerksam wohne ich einem nicht stattfindenden Schauspiel bei. Nicht Seele spüre ich, nur Ruhe. Die äußeren Dinge, klar und stillstehend, selbst die sich bewegenden, erscheinen mir, wie die Welt Christus erschienen sein muß, als Satan ihn aus der Höhe aller Dinge heraus versuchte. Sie sind nichts, und ich verstehe, warum Christus nicht versucht war. Sie sind nichts, und ich verstehe nicht, warum der so gewitzte alte Satan glaubte, er könne ihn damit versuchen.

Gehe leicht dahin, nicht gespürtes Leben, stiller Fluß unter vergessenen Bäumen! Gehe sanft dahin, unbekannte Seele, sanftes, nicht sichtbares Gemurmel hinter großen sich neigenden Zweigen! Gehe nutzlos dahin, grundlos, bewußtes Bewußtsein von nichts, vager Glanz in der Ferne, zwischen Lichtungen im Blattwerk, von dem niemand weiß, woher er kommt und wohin er strahlt! Gehe dahin, gehe dahin ...

39

Alles, was ich tat, dachte und war, ist eine Reihe von Unterwerfungen, sei es unter ein erdachtes Wesen, das ich für mein eigenes hielt, da ich aus ihm heraus handelte, sei es unter eine Last von Umständen, die ich für die Luft hielt, die ich atmete. Ich bin in diesem Augenblick der Einsicht ein plötzlich Vereinsamter, der sich an einen Ort verbannt sieht, an dem er immer Bürger war. Im Innersten dessen, was ich dachte, war ich nicht ich.

Ein sarkastisches Grauen vor dem Leben überkommt mich, eine Niedergeschlagenheit, die hinausgeht über mein bewußtes Wesen. Ich weiß, daß ich Irrtum und Abwegigkeit war, daß ich nie gelebt, daß ich nur insofern existiert habe, als ich die Zeit mit Bewußtsein und Denken ausfüllte.

Ich empfinde mich als einen Menschen, der aus einem Schlaf voll wirklicher Träume erwacht oder von einem Erdbeben aus dem spärlichen Licht eines Kerkers befreit wurde, an das er sich gewöhnt hatte.

Diese jähe Einsicht in mein wahres Wesen, das stets schläfrig hin- und herreiste zwischen dem, was es fühlt, und dem, was es sieht, bedrückt mich, bedrückt mich tatsächlich wie eine bevorstehende Verurteilung.

208

Das ist meine Moral oder meine Metaphysik, oder anders gesagt, das bin ich: Einer, der an allem vorübergeht – selbst an meiner eigenen Seele –, ich gehöre zu nichts, ich wünsche nichts, ich bin nichts – abstrakter Mittelpunkt unpersönlicher Wahrnehmungen, zu Boden gefallener, sehender Spiegel, der Vielfalt der Welt zugekehrt. Bei alledem weiß ich nicht, ob ich glücklich oder unglücklich bin; und es ist mir auch einerlei.

39

Es ist so schwer zu beschreiben, was man fühlt, wenn man fühlt, daß man wirklich existiert und die Seele eine wirkliche Wesenheit ist; ich weiß

nicht, welche menschlichen Worte dies überhaupt könnten. Ich weiß nicht, ob ich fiebere, wie ich vermeine, oder ob mein fiebriges Lebenschlafen, verfliegen ist. Ja, ich wiederhole es, ich bin wie ein Reisender, der sich plötzlich an einem fremden Ort befindet, ohne zu wissen, wie er dorthin gelangt ist; und mir kommen all jene in den Sinn, die ihr Gedächtnis verlieren und über lange Zeit andere sind. Ich selbst war lange ein anderer – seit meiner Geburt und meinem Bewußtwerden –, und jetzt erwache ich mitten auf der Brücke, über den Fluß gebeugt, und weiß, daß ich beständiger existiere als jener andere, der ich bisher war. Doch die Stadt ist mir unbekannt, die Straßen sind mir fremd, und dieses Übel kennt keine Heilung. Und so warte ich, über das Geländer gelehnt, daß die Wahrheit an mir vorübergeht und ich wieder genese zu einem nichtigen, erdachten, denkfähigen und natürlichen Wesen.

38

Ich neide allen ihr Nicht-Ich-Sein. Da mir von allen Unmöglichkeiten diese stets als die allerunmöglichste vorkam, wurde sie zu meiner täglichen Begierde, zu meiner Verzweiflung in allen traurigen Stunden.

39

Es war nur einen Augenblick lang. Und schon sehe ich wieder die Möbel um mich her, die Muster auf den alten Tapeten, die Sonne durch die staubigen Fensterscheiben. Ich habe für einen Augenblick die Wahrheit geschaut. Ich bin einen Augenblick lang bewußt gewesen, was die großen Männer ein Leben lang sind. Ich erinnere mich an ihre Worte und Taten, und frage mich, ob nicht auch sie erfolgreich vom Dämon der Wirklichkeit versucht wurden. Sich nicht kennen heißt leben. Sich kaum kennen heißt denken. Sich erkennen, plötzlich wie in diesem läuternden Augenblick, heißt eine flüchtige Vorstellung von der inneren Monade zu gewinnen, vom magi-

schen Wort der Seele. Doch dieses plötzliche Licht verbrennt, verzehrt alles. Entblößt uns sogar von uns selbst.

Ich habe mich gesehen, wenn auch nur einen Augenblick lang. Und nun vermag ich nicht einmal mehr zu sagen, was ich war. Letztendlich bin ich müde, denn ich meine, warum weiß ich nicht, daß aller Sinn im Schlafen liegt.

1

Wenn das Herz denken könnte, stünde es still.

105

Sich abfinden heißt sich unterwerfen, siegen heißt sich abfinden und somit besiegt werden. Deshalb ist jeder Sieg ein Unding. Die Sieger verlieren stets all jene Kräfte, die sie aus der Verzweiflung in den Kampf und zum Sieg führten. Der Sieg genügt ihnen, und genügsam kann nur sein, wer sich abfindet, wer nicht die Mentalität eines Siegers hat. Es siegt nur, wer nie gewinnt. Stark ist nur, wer stets den Mut verliert. Das Beste und Purpurnste ist der Verzicht. Das Reich aller Reiche ist das des Herrschers, der auf ein normales Leben verzichtet, auf andere Menschen, und auf dem das Bewahren der Herrschaft nicht lastet wie schwere Juwelen.

2

Ich muß wählen, was ich verabscheue: das Träumen, das meinem Verstand verhaßt ist, oder das Handeln, das meiner Sensibilität zuwider ist; das Handeln, zu dem ich nicht geboren bin, oder das Träumen, zu dem niemand geboren ist.

Da ich beides verabscheue, wähle ich keines; weil ich aber mitunter entweder träumen oder handeln muß, vermische ich das eine mit dem anderen.

49

Die Isolation hat mich nach ihrem Bild und Gleichnis geformt. Die Gegenwart einer anderen Person – wer auch immer sie sein mag – verlangsamt sogleich mein Denken, und während für einen normalen Menschen der Kontakt mit anderen wie ein Stimulus auf seine Ausdrucksweise und sein diskursives Denken wirkt, ist dieser Kontakt für mich ein Gegen-Stimulus, falls dieses zusammengesetzte Wort überhaupt sprachlich zulässig ist. Allein mit mir, bin ich zu unzähligen geistreichen Bemerkungen imstande, zu raschen Antworten auf nie Gesagtes, zu funkelnden Geistesblitzen eines intellektuellen Austausches mit Herrn Niemand; aber all dies löst sich in nichts auf, wenn mir jemand körperlich gegenübertritt; ich vermag nicht mehr zu denken, weiß mich nicht mehr zu äußern und fühle mich nach einiger Zeit nur noch müde. Jawohl, mit anderen reden macht mich schläfrig. Nur meine gespenstischen, imaginären Freunde, nur meine im Traum geführten Gespräche erweisen sich als wirklich, wahrhaftig und profiliert, in ihnen ist Geist gegenwärtig wie ein Bild in einem Spiegel.

Zudem belastet mich der Gedanke, mit jemand anderem in Kontakt treten zu müssen. Eine schlichte Einladung zu einem Abendessen mit einem Freund versetzt mich in eine schwer zu beschreibende Angst. Der Gedanke an eine gesellschaftliche Verpflichtung, welcher Art auch immer, sei es die Teilnahme an einer Beerdigung, ein geschäftliches Gespräch oder ein Gang zum Bahnhof, um dort jemanden, den ich kenne oder nicht kenne, in Empfang zu nehmen – allein der Gedanke daran bringt mich einen Tag lang, bisweilen bereits am Abend zuvor, aus dem Konzept; ich schlafe schlecht, und wenn es dann wirklich soweit ist, verläuft alles völlig problemlos, und die Aufregung erweist sich als absolut unnötig; aber jedes Mal ist es wieder dasselbe, ich werde nie lernen, etwas daraus zu lernen.

„Meine Gewohnheiten werden von der Einsamkeit bestimmt, nicht von den Menschen“; ich weiß nicht, ob Rousseau dies gesagt hat oder Senan-

cour. Jedenfalls war es ein Denker meines Schlags.

264

Metaphorisch gesprochen kenne ich das Gefühl, zu viel gegessen zu haben. Ich kenne es mit meinen Sinnen, nicht mit meinem Magen. Es gibt Tage, an denen hat etwas in mir zu viel gegessen. Dann bin ich im Körper schwer und in der Bewegung unbeholfen und verspüre den Wunsch, mich nicht von der Stelle zu rühren.

Doch bei solchen Gelegenheiten pflegt sich – gleichsam als lästiges Ereignis – ein Rest erloschener Einbildungskraft aus meiner ungestörten Schläfrigkeit zu erheben. Ich schmiede Pläne aus dem Fundus der Unkenntnis, baue Dinge auf dem Fundament von Hypothesen und bin geblendet von all dem, was nie geschehen wird.

In solch befremdlichen Stunden gerät mir nicht nur mein materielles, sondern auch mein moralisches Leben zu einem reinen Anhängsel – ich vernachlässige den Gedanken an die Pflicht, aber auch den Gedanken an das Sein, und das gesamte Universum ermüdet mich physisch. Ich schlafe, was ich kenne, und träume so intensiv und gleichmäßig, daß es mich in den Augen schmerzt. Ja, in diesen Stunden weiß ich mehr über mich, als ich je wußte, und bin ganz allein alle Mittagsruhen aller Bettler unter den Bäumen des Landgutes eines Herrn Niemand.

**REM I /
ZELEBRATION I /
TIEFSCHLAF II**

23.30 – 01.00 Uhr



Aus: 427, 428, 171, 24, 236, 211, 252

- 1 Meine Träume: Da ich mir im Traum Freunde erschaffe, bin ich folglich mit ihnen zusammen. Ihre Unzulänglichkeit ist eine Sache für sich.
- 2 Rein sein, nicht um edel oder stark, sondern um man selber zu sein. Liebe geben heißt Liebe verlieren.
- 3 Dem Leben entsagen, um sich nicht selbst zu entsagen.
- 4 Es nicht an Anstand fehlen lassen in unserer eigenen Gegenwart; darauf achten, daß wir nie ganz allein, sondern stets Zeugen unserer selbst sind und daher vor uns selbst handeln sollten wie vor einem Fremden – mit gekonnt heiterem Gehabe, gleichgültig, weil vornehm, kühl, weil gleichgültig.
- 5 Lerne, dich an allem nicht um seiner selbst willen zu erfreuen, sondern um der Gedanken und Träume willen, die es hervorruft. (Denn nichts ist, was es ist, die Träume aber sind immer Träume.) Daher berühre nichts, was du bewahren willst. Berührst du deinen Traum, stirbt er; das berührte Objekt hält deine Empfindungsfähigkeit gefangen.
- 6 (428) Der Träumer sollte versuchen, jedem Ding gegenüber jene unmißverständliche Gleichgültigkeit zu empfinden, die dieses Ding in seiner Eigenschaft als Ding bei ihm hervorruft.
- 7 Die größte Selbstbeherrschung ist die Gleichgültigkeit gegen sich selbst und Körper
- 8 Nur nicht lieben, nicht einmal in Gedanken! Nie! Nicht einmal im Traum!

9 Passionen und Ambitionen machen verwundbar; wir werden weder Wünsche noch Hoffnungen hegen, denn Wünsche und Hoffnungen sind niedrig und unfein; wir werden auch keinem Zwang und keiner inneren Unruhe nachgeben, denn übereiltes Tun ist in den Augen anderer eine Taktlosigkeit und Ungeduld immer ein Unding.

...

11 Sich nichts unterwerfen, keinem Menschen, keiner Liebe, keiner Idee
 12, jene distanzierte Unabhängigkeit wahren, die darin besteht, weder an die Wahrheit zu glauben, falls es sie denn gäbe, noch an den Nutzen, sie zu kennen – dies, scheint mir, ist die rechte Befindlichkeit für das geistige, innere Leben von Menschen, die nicht gedankenlos leben können.

13 Begeisterung ist geschmacklos.

14 Angehören bedeutet Banalität. Ein Glaube, ein Ideal, eine Frau, eine Profession – all das heißt Zelle und Fessel. Sein heißt frei sein. Selbst Ehrgeiz ist, sofern wir uns seiner rühmen, eine Last; und wir wären kaum auf ihn stolz, begriffen wir, daß er eine Schnur ist, an der man uns zieht

...

19 Denken heißt nichtsdestoweniger handeln. Nur in der absoluten Träumeri, in die nichts Aktives eingreift, in der letztlich sogar unser Bewußtsein von uns selbst im Schlamm versinkt – nur dort, in diesem lauen, feuchten Nicht-Sein, kann der völlige Verzicht auf alles Handeln erreicht werden.

20 Nicht verstehen wollen, nicht analysieren ... sich sehen wie die Natur; seine Empfindungen betrachten wie eine Landschaft – das ist weise sein.

(252)

21 Manche regieren die Welt, andere sind die Welt.

22 Nicht das Vergnügen, nicht der Ruhm, nicht die Macht: die Freiheit, einzig die Freiheit.

23 Ich kann mir vorstellen, alles zu sein, weil ich nichts bin. Wäre ich etwas, könnte ich mir das nicht vorstellen. (171)

Letzte Regel: Ich möchte ein Kunstwerk sein – zumindest meine Seele, wenn es schon nicht mein Körper sein kann.

283

Freiheit ist die Möglichkeit zur Isolation. Du bist frei, wenn du dich von den Menschen fernhalten kannst und nichts dich zwingt, ihre Nähe zu suchen. Ist es dir unmöglich, allein zu leben, bist du zum Sklaven geboren. Der Tod ist eine Befreiung, denn wer tot ist, braucht niemanden mehr. Der armselige Sklave sieht sich gezwungenermaßen befreit von seinen Freuden, seinen Kümernissen, seinem ersehnten und gleichmäßig verlaufenden Leben. Auch der König ist befreit von seinem Besitz, von dem er nicht lassen wollte. Die Sieger sind befreit vom Siegen, dem ihr Leben gewidmet war.

Der Tod adelt, er hüllt den armen absurden Leib in ein nie gekanntes Festgewand. Im Tod ist der Mensch frei, selbst wenn er nie frei sein wollte. Im Tod ist er kein Sklave mehr, auch wenn er weinte, als man ihn aus der Sklaverei erlöste. Wie ein König, dessen prächtigster Schmuck sein königlicher Titel ist und der als Mensch noch so lächerlich sein mag, als König aber erhaben, so mag ein Toter noch so verunstaltet sein, ist aber dennoch erhaben, weil der Tod ihn befreit hat.

Müde schließe ich die Fensterläden, schließe die Welt aus und bin für einen Augenblick frei. Morgen werde ich wieder Sklave sein; jetzt aber, allein, niemanden benütigend, nur fürchtend, eine fremde Stimme oder Gegenwart könne mich stören, erlebe ich meine kleine Freiheit.

TRAUERMARSCH

Wir alle sind sterblich, innerhalb einer gerechten Zeit. Nie früher oder später. Manche sterben, kaum sind sie gestorben; andere leben ein wenig weiter in der Erinnerung derer, die sie sahen und liebten; wieder andere überleben im Gedächtnis der Nation, die sie hervorbrachte; einige gehen

ein ins Gedächtnis der Zivilisation, der sie angehörten; und wenige nur umfassen die entgegengesetzten Strömungen verschiedener Zivilisationen. Alle aber sind umzingelt vom Abgrund der Zeit, der sie irgendwann verschlingt, alle, mit seiner Gefräßigkeit [...]

Langes Leben ist ein Wunsch, Ewigkeit eine Illusion.

Tod ist, was wir sind und leben. Wir werden tot geboren, leben tot und gehen tot schon in den Tod.

Alles Leben lebt, weil es sich verändert; es verändert sich, weil es vergeht; und weil es vergeht, stirbt es. Alles Leben verwandelt sich fortwährend, verneint sich beständig, entzieht sich dem Leben.

Leben ist Zwischenzeit, ein Band, eine Beziehung, eine Beziehung zwischen Vergangem und Vergehendem, tote Zeit zwischen Tod und Tod.

50 u. a.

Ich träume nicht davon, dich zu besitzen. Wozu auch? Ich würde meinen Traum nur herabwürdigen. Einen Körper zu besitzen heißt banal sein. Davon träumen, einen Körper zu besitzen, ist vielleicht noch schlimmer, sofern dies überhaupt möglich ist: denn dies hieße, davon träumen, banal zu sein – der Horror schlechthin.

Nichts belastet so sehr wie fremde Zuneigung – nicht einmal fremder Haß, denn Haß ist weniger anhänglich als Zuneigung; Doch bedrückt uns Haß ebenso wie Liebe; beide suchen uns, suchen uns heim, lassen uns nicht allein.

Ich liebe dich, wie ich den Sonnenuntergang liebe oder den Mondschein, und ohne vom Augenblick mehr festhalten zu wollen als den Wunsch, er möge dauern.

Die Schönheit eines nackten Körpers wissen nur Kulturen zu würdigen, in denen man Kleider trägt. Scham wirkt auf die Sinnlichkeit wie ein Widerstand auf die Energie.

Aber all dies löst sich in nichts auf, wenn mir jemand körperlich gegenübertritt; ich vermag nicht mehr zu denken, weiß mich nicht mehr zu äußern und fühle mich nach einiger Zeit nur noch müde. Nur meine gespenstischen, imaginären Freunde, nur meine im Traum geführten Gespräche erweisen sich als wirklich, wahrhaftig und profiliert, in ihnen ist Geist gegenwärtig wie ein Bild in einem Spiegel.

Wir lieben niemanden, nie. Wir lieben allein die Vorstellung, die wir von jemandem haben. Unsere eigene Idee – uns selbst also – lieben wir.

Das gilt für die ganze Bandbreite der Liebe. In der sexuellen Liebe suchen wir unser Vergnügen vermittels eines fremden Körpers. In der nichtsexuellen Liebe suchen wir unser Vergnügen vermittels unserer Vorstellung.

Die Liebe wird man leid, oder sie enttäuscht. Aus dem Schlaf erwacht man, und hat man geschlafen, hat man nicht gelebt.

182

Ich habe mein Leben verfehlt, noch bevor es begann, denn nicht einmal geträumt erschien es mir reizvoll. Traumtümde nahm ich nur falsch noch wahr und äußerlich, als sei ich an das Ende einer unendlichen Straße gelangt. Ich trat über meine Ufer, verströmte mich, wohin weiß ich nicht, und stehe dort nun still, nutzlos. Ich bin etwas, das ich war. Bin nie, wo ich fühle, daß ich bin, und suche ich mich, weiß ich nicht, wer mich sucht. Der Überdruß an allem schwächt mich. Ich fühle mich aus meiner Seele vertrieben.

Jedes Tun, sei es noch so gering, fällt mir schwer wie eine Heldentat. Allein die Vorstellung einer Geste, und sei sie noch so klein, ermüdet mich, als wollte ich sie tatsächlich ausführen.

Ich strebe nach nichts. Das Leben schmerzt mich. Ich fühle mich nicht wohl, weder da, wo ich bin, noch dort, wo ich sein könnte. Ideal wäre, nicht mehr tun zu müssen, als eine Fontäne vorgibt zu tun: in die Höhe

schießen, um auf der Stelle niederzufallen, ein unnützes Funkeln in der Sonne, ein Geräusch in der Stille der Nacht, damit, wer träumt, in seinem Traum an Flüsse denkt und selbstvergessen lächelt.

REM II / GEBURT UND TOD

01.00 – 02.10 Uhr



35

... und eine tiefe, ekelerregende Verachtung für all jene, die für die Menschheit arbeiten, für all jene, die sich für das Vaterland schlagen und ihr Leben für den Fortbestand der Zivilisation geben ...

... eine von Ekel erfüllte Verachtung für jene, die nicht erkennen, daß die einzige Wirklichkeit die eigene Seele ist und alles übrige – die Außenwelt und die anderen Menschen – ein unästhetischer Alp, hervorgerufen durch eine Verdauungsstörung des Geistes, wie sie sich in Träumen äußert.

Mein Widerwille gegen jede Anstrengung wird angesichts jeglicher Form unmäßiger Anstrengung zu einem fast gestikulierenden Entsetzen. Der Krieg, die produktive, entschlossene Arbeit, die Unterstützung anderer ... all das scheint mir nur mehr das Produkt einer Schamlosigkeit zu sein, ...

Und angesichts der höchsten Wirklichkeit meiner Seele schmeckt mir alles Nützliche und Äußerliche, verglichen mit der unumschränkten, reinen Größe meiner lebendigsten und häufigsten Träume, frivol und banal. Sie sind für mich weit wirklicher.

31

Alles um mich her ist ein abstraktes, nacktes Universum nächtlicher Vereinigungen. Teils übermüdet, teils unruhig rühre ich mit dem Empfinden meines Körpers an die metaphysische Kenntnis vom Geheimnis der Dinge. Bisweilen erlahmt meine Seele.

Aufhören, einschlafen, dieses Zwischenbewußtsein ersetzen durch bessere, melancholische Dinge, heimlich dem zugeraunt, der mich nicht kennt!
 ... Aufhören, fließen, flink wie ein Flüschen, Ebbe und Flut eines weiten Meeres, an Küsten sichtbar in einer Nacht, in der man wirklich schlafen kann!

Aufhören, endlich aufhören zu sein, doch als etwas anderes überleben, als Seite eines Buches, als eine Strähne aufgelösten Haars, als das Schwingen der Kletterpflanze nahe dem halboffenen Fenster, als belanglose Schritte auf dem feinen Kies der Wegbiegung, als letzter hoher Rauch des einschlafenden Dorfes, als vergessene Peitsche des Fuhrmanns am morgendlichen Wegrand ... Widersinn, Verwirrung und Verlöschen – alles, nur nicht das Leben ...

Plötzlich, wie ein Kind des Mysteriums, kräht, ohne von der Nacht zu wissen, ein Hahn. Ich kann einschlafen, weil Morgen in mir ist. Ich spüre meinen Mund lächeln, leicht die weichen Falten des Kissenbezugs an meinem Gesicht verschieben. Ich kann mich dem Leben überlassen, ich kann schlafen, ich kann mich ignorieren ... Und durch die beginnende, mich benebelnde Müdigkeit hindurch erinnere ich mich entweder an den krähenden Hahn, oder aber er kräht wirklich zum zweiten Mal.

40

Bisweilen verspüre ich, warum weiß ich nicht, ein Vorzeichen des Todes ... Vielleicht ist es eine unbestimmte Krankheit, die sich nicht in Schmerz materialisiert und daher eher in einem Ende vergeistigt, möglicherweise ist es auch eine Müdigkeit, die einen so tiefen Schlaf verlangt, daß bloßes Schlafen ihr nicht genügt – auf alle Fälle aber fühle ich mich wie ein Kranker, dessen Zustand sich so weit verschlechtert hat, daß er seine schwachen Hände nur noch ohne Aufbegehren oder Bedauern über die Bettdecke breiten kann, die er unter seinen Fingern fühlt ...

Mir kommt der Tod, wenn ich einen Toten sehe, wie eine Abreise vor. Der Leichnam wirkt auf mich wie ein abgelegtes Kleidungsstück. Jemand ist gegangen, ohne das einzige Kleid, das je wirklich sein war, mitnehmen zu müssen.

407

Gott schuf mich als Kind und hat mich mein Leben lang Kind bleiben lassen. Warum aber erlaubte er dem Leben, mich zu schlagen, mir mein Spielzeug zu nehmen und mich allein zu lassen im Pausenhof, wo ich meine blaue, von vielen Tränen schmutzige Schürze mit hilflosen Händen zerknitterte? Wenn ich nur verzärtelt leben konnte, warum hat man dann diese Zärtlichkeit mit Füßen getreten? Ach, jedesmal, wenn ich auf der Straße ein Kind weinen sehe, von den anderen verstoßen, schmerzt mich mehr noch als der Kummer des Kindes der furchtbare Schock, den mein müdes Herz bei diesem Anblick erleidet. Ich selbst tue mir weh von Kopf bis Fuß mit dem gefühlten Leben, meine Hände zerknittern den Schürzensaum, mein Mund verzieht sich wirklich weinend, mein ist die Schwäche und mein die Einsamkeit, und das Lachen des erwachsenen Lebens, das an mir vorübergeht, wirkt auf mich wie die Flamme eines Streichholzes, das man am empfindsamen Stoff meines Herzens entzündet.

255

Wenn es etwas gibt, was dieses Leben uns gewährt und wofür wir den Göttern, abgesehen von Leben selbst, danken sollten, so ist es die Gabe der Unkenntnis: wir kennen weder uns selbst noch kennen wir einander. Die menschliche Seele ist ein dunkler, schleimiger Abgrund, ein Brunnen, aus dem man an der Oberfläche der Welt nie schöpft. Niemand liebte sich selbst, konnte er sich wirklich, und ohne diese aus der Unkenntnis resultierende Eitelkeit, die das Blut unseres geistigen Lebens ist, stürbe unsere Seele an Anämie. Niemand kennt den anderen, und es ist gut, daß dem so ist, denn konnte er ihn, würde er in ihm, selbst in seiner Mutter, seiner Frau oder seinem Kind, den metaphysischen Intimfeind erkennen.

Wir verstehen einander, weil wir kaum voneinander wissen. Das von uns gelebte Leben ist ein fließendes Mißverständnis, eine heitere Mitte zwischen der Größe, die es nicht gibt, und dem Glück, das es nicht geben kann. Wir sind zufrieden, denn selbst fühlend und denkend sind wir imstande, nicht an die Existenz der Seele zu glauben. Auf dem Maskenball, der unser Leben ist, genügt uns die gefällige Maskerade, denn nur sie zählt auf diesem Ball. Wir sind Sklaven von Licht und Farbe, wir bewegen uns im Tanz wie in der Wahrheit, und wir spüren nicht einmal – es sei denn, wir stehen allein da und tanzen nicht – die eisige Kälte der hohen äußeren Nacht, des sterblichen Körpers unter den Lumpen, die ihn überleben, all dessen, was wir, allein mit uns, für unser eigentliches Wesen halten und das letztlich nicht mehr ist als eine innere Parodie unseres für wahr erachteten Ichs.

Alles, was wir tun oder sagen, alles, was wir denken oder fühlen, trägt ein und dieselbe Maske und ein und dasselbe Kostüm. Sosehr wir auch ablegen, was wir tragen, wir gelangen nie zur Nacktheit, denn die Nacktheit ist ein Phänomen der Seele und nicht des Kleiderablegens. Und so, an Körper und Seele bekleidet, in unseren vielfältigen Kostümen, mit uns verwachsen

wie Federn mit einem Vogel, leben wir glücklich oder unglücklich oder auch nicht einmal wissend, was wir sind, den kurzen Zeitraum, der uns von den Göttern gegeben, damit sie sich an uns ergötzen wie an ernsthaft spielenden Kindern.

Der eine oder andere von uns sieht plötzlich – und selbst er nur selten – in einem Akt der Befreiung oder unter der Last eines Fluchs, daß alles, was wir sind, wir nicht sind, daß wir uns in dem täuschen, dessen wir uns sicher sind, und in dem irren, was wir für richtig halten. Und dieser eine, der für einen kurzen Augenblick das Universum nackt sieht, ersinnt eine Philosophie oder erträumt eine Religion; die Philosophie breitet sich aus, und auch die Religion, und wer an die Philosophie glaubt, beginnt, sich ihrer wie einer Kleidung zu bedienen, die er bald nicht mehr sieht, und wer an die Religion glaubt, beginnt sie wie eine Maske zu tragen, die er bald vergißt.

Und weder uns noch die anderen kennend und daher fröhlich einander verstehend, wirbeln wir weiter im Tanz und unterhalten uns während der Pausen menschlich, nichtig und ernsthaft zum Klang des großen Sternen-Orchesters, unter den verächtlich abweisenden Blicken der Veranstalter dieses Spektakels.

Sie allein wissen, daß wir Gefangene der Illusion sind, die sie für uns schufen. Den Grund aber für diese Illusion und warum diese oder jene Illusion besteht und warum sie, ebenfalls Illusionen unterworfen, uns die Illusion vermittelten, die sie uns vermittelten – das wissen zweifellos selbst sie nicht.

157

Warum entwickle ich bisweilen widersprüchliche, unvereinbare Methoden des Träumens und Träumenlernens? Weil ich mich wahrscheinlich so sehr daran gewöhnt habe, das Falsche als das Wahre wahrzunehmen und das

Geträumte so deutlich wie das Gesehene, daß ich die, wie ich meine, falsche menschliche Unterscheidungsfähigkeit zwischen Wahrheit und Lüge eingebüßt habe.

Es genügt, daß ich klar sehe, mit den Augen oder Ohren oder irgendeinem anderen Sinn, damit ich fühle, daß etwas wirklich ist. Es kann sogar vorkommen, daß ich zwei unvereinbare Dinge gleichzeitig wahrnehme. Das macht nichts.

Manche Geschöpfe sind imstande, Stunden hindurch zu leiden, weil es ihnen nicht möglich ist, eine Gestalt aus einem Gemälde oder einer Spielkarte zu sein. Auf manchen Seelen lastet es wie ein Fluch, in der heutigen Zeit kein Mensch des Mittelalters sein zu können. Darunter litt ich früher. Heute nicht mehr. Ich bin darüber hinausgewachsen. Doch schmerzt es mich, daß ich mich nicht als zwei Könige in verschiedenen Königreichen träumen kann, die Universen mit unterschiedlichen Räumen und Zeiten angehören. Dies nicht zu können bekümmert mich wirklich. Es schmeckt mir nach Hunger.

Das Unfaßliche zu träumen und zu veranschaulichen ist einer der großen Triumphe, die selbst ich, der ich darin so groß bin, nur selten feiern kann. Jawohl, zu träumen, daß ich beispielsweise zur gleichen Zeit getrennt und unverwechselbar der Mann und die Frau des Spaziergangs eines Mannes und einer Frau am Flußufer bin. Könnte ich mich doch zur gleichen Zeit sehen, mit gleicher Deutlichkeit, auf dieselbe Weise, unvermischt, und beide Dinge mit gleichem Einfühlungsvermögen sein, ein bewußtes Schiff auf einem südlichen Meer und die gedruckte Seite eines Buches. Wie absurd das scheint! Aber alles ist absurd, und der Traum ist es noch am allerwenigsten.

im entsprechenden Augenblick verkörperere. Ich rede, und ein Ich-Anderer spricht. Ich erschaffe immerzu Persönlichkeiten. Jeder meiner Träume verkörpert sich, sobald ich ihn träume, in einer anderen Person, die ihn dann weiterträumt statt meiner. Um erschaffen zu können, habe ich mich zerstört; ich habe mich so sehr in mir selbst veräußerlicht, daß ich nur mehr äußerlich in mir existiere. Ich bin die leere Bühne, auf der verschiedene Schauspieler verschiedene Stücke spielen.

249

Der Niedergang der klassischen Ideale hat alle Menschen zu potentiellen und somit schlechten Künstlern gemacht. Als noch eine solide Konstruktion und ein gewissenhaftes Einhalten von Regeln Maßstäbe für die Kunst waren, konnten sich nur wenige als Künstler versuchen, und ein Großteil von ihnen war sehr gut. Als die Kunst aber nicht länger als etwas Schöpferisches betrachtet wurde, sondern als Ausdruck der Gefühle, konnte ein jeder Künstler sein, da ein jeder Gefühle hat.

98

Ich bin heute sehr früh aufgewacht, jäh und verwirrt, und erhob mich sofort aus dem Bett, unbegreifliche Abscheu schnürte mir die Kehle zu. Kein Traum hatte sie verursacht; keine Wirklichkeit hätte sie auslösen können. Eine abgründige absolute Abscheu, die dennoch ihre Ursache hatte. In der dunklen Tiefe meiner Seele trugen unbekannte Kräfte unsichtbar eine Schlacht aus, bei der mein Wesen das Schlachtfeld hergab, der unsichtbare Zusammenprall erschütterte mich bis ins Mark. Ein physischer Ekel vor dem gesamten Leben kam mit meinem Erwachen auf. Ein Entsetzen, leben zu müssen, erhob sich mit mir aus dem Bett. Alles erschien mir hohl, und ich hatte den eisigen Eindruck, daß es für kein Problem auf der Welt eine Lösung gibt.

Ich war zutiefst beunruhigt und zitterte bei der geringsten Geste. Ich fürchtete, den Verstand zu verlieren, aber weniger an den Wahnsinn als an die Situation. Mein Körper war ein stummer Schrei. Mein Herz schlug, als könnte es sprechen.

Mit fahrigem, ungenauen Bewegungen berührte ich die Bürsten auf der Kommode, stellte einen Stuhl um, und einmal schlug meine schaukelnde Hand gegen den harten Eisenpfosten meines englischen Bettes. Ich zündete mir eine Zigarette an, die ich im Unterbewußtsein rauchte, und erst als ich sah, daß Asche auf meinen Nachttisch gefallen war – wie eigentlich, wenn ich mich gar nicht über ihn gebeugt hatte? –, begriff ich, daß ich besessen war oder dergleichen, dem Sein, wenn auch nicht dem Namen nach, und daß mein Bewußtsein meiner selbst, das ich hätte haben müssen, abgrundtief gestört war.

Ich empfang die Ankündigung des Morgens, das wenige kalte Licht, das ein verschwommenes Weißblau dem sich enthüllenden Horizont mitteilt, wie einen dankbaren Kuß der Dinge. Denn dieses Licht, dieser wirkliche Tag befreite mich, befreite mich, ich weiß nicht wovon, reichte meinem noch unbekanntem Alter den Arm, streichelte meine trügerische Kindheit, schützte die erbettelte Ruhe meiner überströmenden Sensibilität.

Ach, was ist das für ein Morgen, der mich für die Dummheit des Lebens weckt und für seine große Zärtlichkeit! Fast muß ich weinen, wenn ich vor mir, unter mir die alte enge Straße heller werden sehe, wenn die Jalousien des Lebensmittelgeschäfts an der Ecke ihr schmutziges Braun im Licht enthüllen, das sich langsam verströmt. Mein Herz ist erleichtert wie bei einem wirklichen Märchen und wird sich seiner wieder sicher, spürt nicht mehr sich selbst.

Welch ein Morgen, Welch ein Kummer! Und welche Schatten ziehen sich zurück? Welche Geheimnisse haben sich preisgegeben? Nichts: nur das Geräusch der ersten Elektrischen, wie ein Streichholz, das die Dunkelheit der

Seele erhellt und die lauten Schritte meines ersten Passanten: Die konkrete Wirklichkeit, die mir freundlich zu verstehen gibt, daß ich nicht sein soll, wie ich bin.

301

Willst du dir neue Empfindungen beschaffen, mußt du dir eine neue Seele erschaffen. Deine Mühe wird vergebens sein, wenn du anderes empfinden willst, ohne anders zu empfinden, und anders empfindest, ohne deine Seele zu ändern. Denn die Dinge sind, wie wir sie empfinden – wie lange weißt du das schon, ohne es zu wissen? –, und willst du Neues erlangen und Neues empfinden, mußt du Neues neu empfinden.

TIEFSCHLAF III

02.10 – 03.10 Uhr



70

Als ich heute die Straße hinunterging, fiel mir mit einem Mal der Rücken eines Mannes auf. Der gewöhnliche Rücken eines gewöhnlichen Mannes, das Jackett eines bescheidenen Anzugs eines zufälligen Passanten vor mir. Er trug eine alte Aktentasche unter dem linken Arm und setzte im Rhythmus seines Gangs einen eingerollten Regenschirm, den er am Griff in der rechten Hand trug, auf den Boden auf.

Ich empfand plötzlich so etwas wie Zärtlichkeit für diesen Menschen. Eine Zärtlichkeit, wie man sie für die allgemeine menschliche Mittelmäßig-

keit empfindet, für das Banal-Alltägliche des Familienoberhauptes, das zur Arbeit geht, für sein schlichtes und fröhliches Heim, für die heiteren und traurigen Vergnügen, aus denen sein Leben notgedrungen besteht, für die Unschuld eines Lebens ohne Analyse, für die tierische Natürlichkeit dieses bekleideten Rückens.

Ich schaute auf den Rücken des Mannes wie auf ein Fenster, durch das hindurch ich diese Gedanken sah.

Ich empfand das gleiche wie beim Anblick eines Schlafenden. Wer schläft, wird wieder zum Kind. Vielleicht, weil man im Schlaf nichts Böses tun kann und das Leben nicht wahrnimmt, ist der größte Verbrecher, der verschlossenste Egoist dank eines natürlichen Zaubers heilig, solange er schläft. Zwischen dem Mord an einem Schlafenden und dem Mord an einem Kind besteht für mich kein merklicher Unterschied.

Nun, der Rücken dieses Mannes schläft. Seine ganze Person, die vor mir mit Schritten wie den meinen geht, schläft. Er geht unbewußt. Er lebt unbewußt. Er schläft, weil wir alle schlafen. Das ganze Leben ist ein Traum. Niemand weiß, was er tut, niemand weiß, was er will, niemand weiß, was er weiß. Wir schlafen das Leben, ewige Kinder des Schicksals. Deshalb verspüre ich, wenn ich mit diesem Empfinden denke, eine gestaltlos unermessliche Zärtlichkeit für die ganze kindliche Menschheit, für das ganze schlafende Leben in der Gesellschaft, für alle, für alles.

251

Anfangs beschäftigten mich metaphysische Spekulationen, später wissenschaftliche Ideen. Zu guter Letzt waren es soziologische [...]. Doch in keinem dieser Stadien meiner Suche nach Wahrheit fand ich Sicherheit oder Erleichterung. Ich las wenig, durchforstete meine Interessensgebiete kaum. Das wenige aber, das ich las, ermüdete mich mit seinen vielen widersprüchlichen Theorien, die alle gleichermaßen wissenschaftlich begründet waren,

alle gleichermaßen wahrscheinlich klangen und mit einer bestimmten Auswahl von Fakten übereinstimmten, die stets wirkte, als beinhaltete sie sämtliche Fakten. Wenn ich mit müden Augen von den Büchern aufsaß oder die verstörte Aufmerksamkeit meiner Gedanken auf die äußere Welt richtete, sah ich nur eines, und dies strafte jeden Nutzen meiner Lektüre und meines Denkens Lügen und riß Blütenblatt um Blütenblatt aus meiner Vorstellung von dem, was Bemühen sei: die unendliche Komplexität der Dinge, die unermessliche Summe [...], die schier unmögliche Überprüfbarkeit selbst der wenigen Fakten, die unerlässlich wären, um darauf eine Wissenschaft zu gründen.

Ich entdeckte nach und nach die Enttäuschung, nichts zu entdecken. Ich fand weder Vernunft noch Logik, nur einen Skeptizismus, der nicht einmal nach einer ihn rechtfertigenden Logik suchte. Ich habe nie daran gedacht, mich davon zu heilen – warum auch? Und gesund sein, was hieß das? Woher nahm ich die Gewißheit, daß dieser Seelenzustand auf eine Krankheit hindeutete? Und wenn dem so war, wer garantiert uns, daß Krankheit nicht wünschenswerter, logischer oder [...] ist als Gesundheit? Wenn die Gesundheit vorzuziehen ist, warum war ich dann krank, wenn ich es nicht von Natur aus war, und wenn dem so war, weshalb gegen die Natur angehen, die mich zu irgendeinem Zweck, sofern sie denn einen Zweck hat, anscheinend krank wollte?

Stichhaltige Argumente habe ich immer nur für die Trägheit gefunden. Mit jedem Tag durchdrang mich zunehmend das düstere Bewußtsein, daß ich ein aus Trägheit Entsagender war. Die Suche nach Formen der Trägheit, die Bereitschaft, jede persönliche Anstrengung zu fliehen, jede gesellschaftliche Verantwortung – aus diesem [...] Material habe ich die gedachte Statue meiner Existenz geformt.

Ich ließ das Lesen, ließ davon ab, je nach Lust und Laune, dieser oder jener ästhetischen Lebensart anzuhängen. Lernte, dem wenigen, das ich

las, nützliche Elemente für den Traum zu entnehmen. War bestrebt, von dem wenigen, das ich erlebte, nur zu bewahren, was sich als ferner, falscher Widerschein in meinem Innern weiter fortführen ließ. Ich bemühte mich, aus all meinen Gedanken und all den täglichen Kapiteln meiner Erfahrung einzig Empfindungen zu filtern. Ich gab meinem Leben eine ästhetische Ausrichtung und richtete diese Ästhetik auf das rein Persönliche aus. Machte sie ausschließlich zu der meinen.

Zudem war ich, um meinen inneren Hedonismus voranzutreiben, bestrebt, jede soziale Empfindsamkeit zu meiden. Ich panzerete mich zunehmend gegen das Gefühl des Lächerlichen. Ich übte mich in Gleichmut gegenüber den Appellen des Instinktes wie auch gegenüber den dringlichen Bitten des [...]

Ich beschränkte meinen Kontakt zu anderen auf ein Mindestmaß. Ich tat mein Bestes, um alle Liebe zum Leben zu verlieren [...]. Und meines Verlangens nach Ruhm entledigte ich mich nach und nach wie ein müder Mensch seiner Kleider, um zu ruhen.

Vom Studium der Metaphysik und der [...] Wissenschaften ging ich zu geistigen Beschäftigungen über, die mein nervöses Gleichgewicht stärker erschütterten. Ich verbrachte bange Nächte über Bänden von Mystikern und Kabbalisten, deren Lektüre mir immer wieder ein Innehalten abverlangte, ich geriet ins Zittern und [...]. Die Riten und Mysterien der Rosencreutzer, die [...] Symbolik der Kabbala und der Templer, [...] – all dies bedrückte mich lange. Das Fieber meiner Tage wurde durch giftige Spekulationen geschürt, basierend auf der dämonischen Logik der Metaphysik – Magie, [...] Alchimie; die schmerzliche, fast übersinnliche Empfindung, mir würde sich jeden Augenblick ein höchstes Mysterium enträtseln, wirkte auf mich wie ein trügerisch lebensnotwendiger Stimulus. Ich verlor mich in den ekstatischen Sekundärsystemen der Metaphysik, Systeme voll verwirrender Analogien und Fallen für klare Gedanken, große geheimnis-

volle Landschaften, in denen der Glanz des Übernatürlichen Mysterien an seinen Grenzen weckt.

Die Empfindungen haben mich alt werden lassen ... Das Denken hat mich verbraucht ... Und mein Leben wurde zu einem metaphysischen Fieber, entdeckte unentwegt einen verborgenen Sinn in den Dingen, spielte mit dem Feuer der geheimnisvollen Analogien, stellte die anfängliche Klarheit, die normale Synthese immer wieder hintan und würdigte sich so selbst herab [?].

Ich verfiel in eine vielschichtige, geistige Disziplinlosigkeit, gepaart mit völliger Gleichmut. Wo suchte ich Zuflucht? Mir scheint nirgendwo. Ich gab mich etwas Unbekanntem hin.

Ich konzentrierte und beschränkte meine Wünsche, um sie weiter verfeinern zu können. Um das Unendliche zu erreichen – und ich glaube, es kann erreicht werden –, brauchen wir einen Hafen, einen einzigen, sicheren Hafen, von dem aus wir aufbrechen – zum Unbestimmten.

Heute bin ich ein Asket meiner eigenen Religion. Eine Tasse Kaffee, eine Zigarette, und meine Träume sind ein vorzüglicher Ersatz für Universum und Sterne, Arbeit, Liebe, ja selbst Schönheit und Ruhm. Ich brauche so gut wie keine Stimulanzien. Opium habe ich in der Seele.

Was für Träume ich habe? Ich weiß es nicht. Ich habe mich gezwungen, an einen Punkt zu gelangen, an dem ich nicht mehr weiß, woran ich denke, wovon ich träume, was ich schaue. Mir scheint, ich träume aus immer weiterer Ferne und zunehmend das Unbestimmte, das Ungenaue, das Nichtschaubare.

Ich stelle keine Theorien über das Leben auf. Ich weiß nicht, ob es gut oder schlecht ist, ich denke nicht darüber nach. In meinen Augen ist es hart und traurig, mit hin und wieder angenehmen Träumen. Was geht mich an, was es für andere ist?

Anderer Leute Leben dient mir allein für meine Träume, in ihnen lebe ich das Leben, von dem ich denke, es könnte ihnen entsprechen.

54, 277 u. a.

Alle Durchschnittsmenschen träumen davon, eine überragende Persönlichkeit, ein *homme fatal* zu werden, und die Romantik verkehrt nur unser tägliches Herrschertum in sein Gegenteil. Fast alle Menschen träumen im tiefsten Inneren von einem großen eigenen Imperialismus, von der Unterwerfung aller Männer, der Hingabe aller Frauen, der Anbetung aller Völker und – im Falle der Edelsten – aller Epochen ... Wenige sind wie ich an den Traum gewöhnt und daher geistesklar genug, um über die ästhetische Möglichkeit, sich so zu träumen, lachen zu können.

Wie oft ertappe ich mich, der ich solche Verlockungen der Phantasie verlache, bei dem Gedanken, wie schön es wäre, berühmt zu sein, wie angenehm, verhätschelt zu werden, und wie farbenprächtig zu triumphieren! Aber in diesen Star-Rollen kann ich mir mich nicht ohne einen lauten Lacher jenes Anderen vorstellen, der mir allzeit so nahe ist wie eine Straße der Unterstadt.

Ich meine, ich habe nicht einmal Luftschlösser gebaut wie die großen spanischen Wolkenkuckucksheimbauer.

Gott. Meine armen Gefährten, die von hohen Dingen träumen, wie beneide und verachte ich sie! Mein Herz gehört den anderen – den Ärmern, die sich ihre Träume nur selbst erzählen und nur für sich selbst dichten können, sofern sie denn Verse schreiben – den armen Teufeln, die keine Bücher vorweisen können, deren einzige Literatur ihre Seele ist und die den Erstickungstod sterben, da sie sich nie jener unbekanntem, transzendenten Prüfung unterzogen haben, die zum Leben befugt ...

Nie habe ich so viel Sympathie für die unteren Ränge der Prominenz empfunden wie, als ich sie von diesen Wichten verleumdet sah, die ihnen ihren armseligen Ruhm neideten. Ich verstand, warum diese Parias der Größe triumphieren können: ihr Triumph ist ein Triumph über diese Menschen und nicht über die Menschheit.

Arme Teufel, ewige Hungerleider – hungernd nach Berühmtheit, hungernd nach dem Mittagessen oder dem Nachtmahl des Lebens. Wer sie hört und nicht kennt, glaubt die Lehrmeister Napoleons und die Präzeptoren Shakespeares zu vernehmen.

Manche siegen in der Liebe, andere in der Politik und wieder andere in der Kunst.

Erstere haben den Vorteil, etwas erzählen zu können, weil man in der Liebe auf der ganzen Linie siegen kann, ohne über das, was wirklich geschieht, sonderlich Bescheid zu wissen.

Andere sind auf körperliche Auseinandersetzungen spezialisiert und haben alle Boxmeister Europas während einer nächtlichen Lustbarkeit an einer Straßenecke zusammengeschlagen. Einige haben Einfluß auf alle Minister aller Ministerien, sie sind am wenigsten zweifelhaft, da man ihnen ohne weiteres glaubt.

Einige sind große Sadisten, andere große Päderasten, wieder andere bekennen traurig, aber lauthals, daß sie brutal gegen Frauen sind. Sie treiben sie vorwärts mit Peitschenhieben auf den Wegen des Lebens. Und dann zahlen sie nicht einmal ihren Kaffee.

Manche sind Dichter, manche sind blablablablabla

20

Immer wieder sehe ich mich in meinem von Umständen bedrängten Leben, kaum will ich mich von ihnen befreien, unversehens von neuen Umständen gleicher Art umzingelt, als herrsche in dem ungewissen Gespinnst der Dinge entschieden Feindschaft gegen mich. Ich reiße von meinem Hals eine Hand, die mich erstickt. Und sehe, daß meine eigene Hand, die soeben die andere wegriß, mir zugleich mit der Geste der Befreiung eine Schlinge um den Hals gelegt hat. Vorsichtig entferne ich die Schlinge und stranguliere mich fast mit eigenen Händen.

10

Und so bin ich – ein belangloser, sensibler Mensch – fähig zu heftigen, verzehrenden Impulsen, bösen wie guten, edlen wie niedrigen, nie aber zu einem dauerhaften Gefühl, nie zu einer Emotion, die fortwirkte und in die Substanz der Seele einginge. Alles in mir neigt dazu, weiterzugehen und etwas anderes zu werden; es ist eine Ungeduld der Seele mit sich selbst wie mit einem lästigen Kind; eine wachsende, immer gleiche Unruhe. Alles fesselt mich und nichts hält mich. Ich achte auf alles und träume beständig; ich bemerke jedes noch so winzige Mienenspiel meines Gesprächspartners, nehme die kleinste Veränderung in seiner Stimme wahr, und während ich ihn höre, höre ich ihm nicht zu, sondern denke an etwas anderes, am allerwenigsten aber erinnere ich mich an das, was gesagt wurde, von mir und von ihm. So sage ich jemandem stets aufs neue, was ich ihm bereits mehrfach gesagt habe, oder stelle ihm eine Frage, die er mir bereits beantwortet hat; Ich bin zwei, und beide halten Abstand.

30

Ach, die Sehnsucht nach dem Anderen, der ich hätte sein können, zerreißt und erschreckt mich! Welch ein Anderer wäre ich wohl, hätte man mir jene Zärtlichkeit gegeben, die aus dem Bauch kommt und in Küssen Ausdruck findet auf einem Kindergesichtchen?

UNTERWELT

03.10 – 03.30 Uhr

200

Das Alltagsleben ist ein Heim. Der Alltag ist eine Mutter. Nach einem längeren Ausflug in die hohe Poesie, auf die Berge erhabenen Strebens, auf

die Felsen des Transzendenten und des Okkulten, schmeckt es besser als gut, schmeckt es nach allem, was warm ist im Leben, wenn man zurückkehrt in die Herberge, wo die glücklichen Toren lachen, um mit ihnen zu trinken, ein Tor wie sie, und wie Gott uns geschaffen hat, zufrieden mit dem Weltall, das uns zuteil geworden ist, und alles übrige denen überlassend, die Berge besteigen, um oben auf der Höhe nichts zu tun.

370

Die zwei Personen an diesem Teetisch haben dieses Gespräch mit Gewißheit nie geführt. Doch waren sie so korrekt und elegant gekleidet, daß es nahezu ein Jammer ist, daß sie so nicht geredet haben ... Daher habe ich ihnen dieses Gespräch auch in den Mund gelegt ... Ihr Verhalten, ihre Gestik, ihre Manieriertheit, das Kindliche in ihren Blicken, ihrem Lächeln, diese kurzen Gesprächspausen, in denen wir unsere eigene Existenz nicht mehr fühlen – all dies hat klar zum Ausdruck gebracht, was ich getreu zu berichten vorgebe ... Wenn die beiden eines Tages verheiratet sind, und zwar jeder mit einem anderen – da sie zu ähnlich denken, als daß sie einander heiraten könnten –, und dann durch Zufall diese Seiten sehen, so glaube ich, werden sie wiedererkennen, was sie niemals gesagt haben, und werden mir ewig dankbar sein, daß ich nicht nur getreu wiedergegeben habe, was sie wirklich waren, sondern auch, was sie niemals sein wollten, noch wußten, daß sie es waren ...

Sofern mich die beiden je lesen, sollten sie glauben, daß sie dies wirklich gesagt haben. In dem Gespräch, das sie anscheinend miteinander führten, blieben viele Dinge unausgesprochen, [...] – der Duft der Stunde, das Aroma des Tees, die Bedeutung des [...] kleinen Gebindes, das sie speziell für diese Begegnung an ihrem Busen trug ... All dies war Teil der Unterhaltung, doch vergaßen sie, darüber zu reden ... Dennoch war alles da, und so ist meine Arbeit eher die eines Historikers als die eines Schriftstellers.

Ich rekonstruiere, indem ich vervollständige ... und es wird mir ihnen gegenüber als Entschuldigung dienen, daß ich so aufmerksam auf das gehört habe, was sie sagten, aber nicht hätten sagen wollen.

350

Ich weiß nicht, was Zeit ist. Ich kenne ihr wirkliches Maß nicht, falls sie denn eines hat. Ich weiß, die Uhrzeit ist falsch: sie mißt die Zeit in Räumen, von außen. Die empfundene Zeit ist falsch: sie mißt nicht die Zeit, sondern unser Empfinden von ihr. Und ich weiß, auch die geträumte Zeit ist falsch, denn in unseren Träumen streifen wir die Zeit einmal länger und einmal kürzer, und was wir in dieser Zeit erleben, geschieht schnell oder langsam, je nach ihrem Verlauf, dessen Beschaffenheit sich mir entzieht.

285

Ich bin fast überzeugt, daß ich nie wach bin. Ich weiß nicht, ob ich nicht träume, wenn ich lebe, ob ich nicht lebe, wenn ich träume, oder ob Traum und Leben bei mir nicht sich einander überschneidende, vermischende, gegenseitig durchdringende Dinge sind, die mein bewußtes Sein bilden.

69

Bei dem Gedanken an das, was ich sein werde, wenn ich nicht mehr bin, befällt mich eine Art Vorneurose wie eine körperliche und seelische Starre. Wie eine Erinnerung an meinen künftigen Tod, die mich innerlich erkalten läßt.

266

Das abstrakte Verrinnen der Zeit, nicht das konkrete meiner eigenen Tage, schmerzt mich körperlich in meinem Gehirn.

350 u. a.

Mein Bewußtsein gerät durcheinander, wenn ich an diese Dinge denke. Ich ahne einen Fehler in alledem, weiß jedoch nicht, wo er liegt. Es ist, als sähe ich einem Taschenspieler bei seiner Arbeit zu, wohl wissend, daß ich getäuscht werde, aber unfähig, die Technik oder den Mechanismus der Täuschung herauszufinden.

Dann überkommen mich absurde Gedanken, die ich dennoch nicht als gänzlich absurd abtun kann. Ich frage mich, ob ein Mensch, der langsam in einem schnell fahrenden Wagen denkt, sich schnell oder langsam fortbewegt. Ich frage mich, ob der Sturz eines Selbstmörders ins Meer und der eines Fußgängers auf einer Esplanade, obgleich sie gleich schnell geschehen, auch das gleiche sind. Ich frage mich, ob das Trinken meines Glases, das Formulieren dieser Passage und mein dunkles Nachdenken, die alle gleich viel Zeit in Anspruch nehmen, auch wirklich synchron geschehen.

Wir können uns vorstellen, daß eines von zwei Rädern derselben Achse dem anderen immer ein Stück voraus ist, wenn auch nur um den Bruchteil von Millimetern. Unter einem Mikroskop nähme sich diese Verschiebung übertrieben, fast unglaublich, ja, unmöglich aus, wäre sie nicht wirklich. Und warum sollte ein Mikroskop einem schlechten Augenlicht gegenüber nicht recht haben? Unnütze Betrachtungen?

45

Ein leidenschaftsloses, kultiviertes Leben leben, im Freien der Ideen, lesend, träumend und ans Schreiben denkend, ein Leben, so hinlänglich langsam, daß es stets dem Überdruß nahe kommt, doch hinreichend überlegt, um ihm nicht zu nahe zu kommen. Dieses Leben fern von Gefühlen und Gedanken leben, nur in Gedanken an Gefühle und an die Gefühle der Gedanken. Golden stillstehen in der Sonne wie ein dunkler, von Blumen gesäumter See. Im Schatten so einzigartig vornehm sein, nichts zu verlan-

gen vom Leben. In der Volte der Welten Blütenstaub sein, aufgewirbelt von einem ungekannten Wind in die Nachmittagsluft und von der reglosen Abenddämmerung fallen gelassen an einem Zufallsort, sich verlierend unter größeren Dingen. Dies alles in sicherem Wissen sein, weder heiter noch traurig, der Sonne dankbar für ihren Schein und den Sternen für ihre Ferne. Nicht mehr sein, nicht mehr haben, nicht mehr wollen ... Die Musik des Hungrigen, das Lied des Blinden, das Andenken des unbekanntem Wanderers, die Spuren des Kamels in der Wüste, ohne Last noch Ziel ...

433

Ich war ein Fremder in ihrer Mitte, dennoch bemerkte es keiner. Ich lebte als Spion unter ihnen, und keiner, nicht einmal ich, schöpfte Verdacht. Alle hielten mich für einen Verwandten: Keiner wußte, daß man mich bei meiner Geburt vertauscht hatte. So war ich den anderen gleich, ohne ihnen ähnlich zu sein, war ihr aller Bruder, ohne zur Familie zu gehören.

Ich kam aus wunderbaren Ländern, aus Landschaften, schöner als das Leben, doch von den Ländern habe ich keinem je erzählt, außer mir selbst, und die Landschaften aus meinen Träumen habe ich keinem je beschrieben. Meine Schritte klangen wie die ihren auf Dielen und Fliesen, doch mein Herz war fern, auch wenn es nahe schlug, falscher Herr über einen Körper, verstoßen und fremd.

Keiner erkannte mich unter der Maske der Gleichheit, keiner erfuhr je, daß ich eine Maske trug, denn keiner wußte, daß es in dieser Welt Menschen mit Masken gibt; keiner ahnte, daß neben mir stets ein anderer stand, der letztlich ich selber war. Sie hielten mich immer für mich.

Ihre Häuser gewährten mir Unterkunft, ihre Hände schüttelten die meine, sie sahen mich durch die Straßen gehen, als ginge ich dort wirklich; doch ich war nie der, der ich bin, in ihren Räumen; der, dessen Leben ich lebe, hat keine Hände, die andere schütteln könnten; der, als den ich mich

kenne, geht durch keine Straße, es sei denn durch alle Straßen, und man sieht ihn dort nicht, es sei denn, er selbst wäre alle anderen.

Wir alle leben fern und namenlos; verkleidet leiden wir als Unerkannte. Einigen jedoch wird dieser Abstand zwischen dem einen und dem anderen Sein nie deutlich; anderen wird er, zu ihrem Entsetzen oder Kummer, gelegentlich hellauf bewußt, wie durch einen nicht endenden Blitz; für andere wieder ist er schmerzlicher und alltäglicher Bestand ihres Lebens.

Zu erkennen, daß, wer wir sind, nicht in unserer Hand liegt, daß, was wir denken und fühlen, stets eine Übersetzung ist, daß, was wir wollen, wir nicht nicht gewollt haben und vielleicht auch sonst keiner – dies alles in jeder Minute zu wissen, in jedem Gefühl zu fühlen, heißt das nicht fremd in der eigenen Seele sein, verbannt in den eigenen Wahrnehmungen? Doch die Maske, die ich reglos beobachtete, als sie in dieser letzten Karnevalsnacht an der Straßenecke mit einem Unmaskierten sprach, streckte schließlich die Hand aus und verabschiedete sich lachend. Der Mensch ohne Maske ging nach links durch die Gasse, an deren Ecke ich stand. Die Maske – ein einfallsloser Domino – zog weiter und entfernte sich durch ein Wechselspiel von Licht und Schatten in einem endgültigen Abschied, fremd meinen Gedanken. Da erst bemerkte ich, daß auf der Straße noch anderes war als brennende Laternen, dort nämlich, wo sie nicht waren, verbreitete ein matter Mond sein trübes Licht, heimlich, stumm und voller Nichts, wie das Leben ...

**REM III
(A NEVERENDING DREAM) –
ZELEBRATION II,
DEATH IN REVERSE**

03.30 – 05.00 Uhr



348

Nur was wir träumen, sind wir wirklich, denn alles übrige gehört, weil es verwirklicht ist, der Welt und allen Menschen. Verwirklichte ich einen Traum, würde ich eifersüchtig, denn er hätte mich, sich verwirklichen lassend, hintergangen. Wir verwirklichen nichts. Das Leben wirft uns wie einen Stein durch die Luft, während wir sagen: „Und ich bewege mich doch.“

Was auch immer dieses Zwischenspiel unter dem Scheinwerfer der Sonne und dem Flitter der Sterne bedeuten mag, schadet es wohl nicht, zu wissen, daß es ein Zwischenspiel ist; wenn, was sich hinter den Theatertüren verbirgt, Leben ist, werden wir leben; wenn es Tod ist, werden wir sterben, und das Stück hat nichts damit zu tun.

Deshalb fühle ich mich der Wahrheit nie so nahe, so spürbar eingeweiht in ihr Geheimnis wie bei meinen seltenen Theater- oder Zirkusbesuchen: Dann weiß ich, daß ich einer originalgetreuen Darstellung des Lebens beiwohne, Spaßmacher und Zauberkünstler sind so wichtig und nichtig wie Sonne und Mond, Liebe und Tod, Pest, Hunger und Krieg unter den Menschen. Alles ist Theater. Ach, will ich wirklich die Wahrheit?

342

Ich schlafe nie: Ich lebe und träume, oder genauer, ich träume im Leben und im Schlaf, der gleichfalls Leben ist. In meinem Bewußtsein gibt es

keine Unterbrechung: Ich nehme wahr, was mich umgibt, solange ich noch nicht schlafe oder solange ich nicht gut schlafe, und beginne zu träumen, sobald ich wirklich schlafe. So bin ich ein beständiges Sich-Entfalten zusammenhängender oder unzusammenhängender Bilder, die stets vor-spiegeln, sie gehörten zur Außenwelt; einige schieben sich zwischen die Menschen und das Licht, wenn ich wach bin, andere zwischen Trugbilder und die sichtbare Lichtlosigkeit, wenn ich schlafe. Ich weiß wirklich nicht, wie ich das eine vom anderen unterscheiden soll, noch könnte ich sagen, ob ich nicht schlafe, wenn ich wach bin, ob ich nicht aufwache, wenn ich einschlafe.

Das Leben ist ein Knäuel, das jemand verwirrt hat. Ist es jedoch ordentlich aufgerollt oder der Länge nach ausgerollt, hat es einen Sinn. So aber wie es ist, ist es ein Problem ohne Anfang und Ende, ein heilloses Durcheinander.

318

... Schiffe, die in der Nacht vorüberziehen und sich weder grüßen noch kennen.

326

Im übrigen träume ich nicht mehr, als ich lebe: ich träume das Leben. Alle Schiffe sind Traumschiffe, sobald sie zu träumen in unserer Macht steht. Den Träumer tötet, daß er nicht lebt, wenn er träumt; den Handelnden hindert, daß er nicht träumt, wenn er lebt. Ich habe die Schönheit des Traums und die Wirklichkeit des Lebens zu einer einzigen Glücksfarbe verschmelzen lassen. Ein Traum mag noch so sehr der unsere sein, er ist es nie in dem Maße wie ein Tuch in unserer Tasche oder meinethalben unser eigenes Fleisch. Den Traum töten heißt uns selbst töten; heißt unsere Seelen verstümmeln. Der Traum ist uns wahrhaftig eigen, unergründlich,

uneinnehmbar.

Das Universum, das Leben – sei es Illusion oder Wirklichkeit – ist allen eigen, alle können sehen, was ich sehe, und haben, was ich habe – oder können sich zumindest vorstellen, es zu sehen und zu haben, und das ist [...]

Was ich aber träume, kann nur ich sehen und niemand sonst, kann nur mein sein und niemandes sonst. Und wenn meine Sicht der Außenwelt anders ist als die anderer, dann weil ich unwillkürlich in meinen Traum aufnehme, was mir von ihm in Auge und Ohr haftenbleibt.

28

Ich bin fast überzeugt, daß ich nie wach bin. Ich weiß nicht, ob ich nicht träume, wenn ich lebe, ob ich nicht lebe, wenn ich träume, oder ob Traum und Leben bei mir nicht sich einander überschneidende, vermischende, gegenseitig durchdringende Dinge sind, die mein bewußtes Sein bilden.

Zuweilen befällt mich mitten im tätigen Leben, in dem ich selbstverständlich eine ebenso klare Vorstellung von mir habe wie jeder andere auch, ein sonderbares Gefühl des Zweifels, und ich weiß nicht, existiere ich oder bin ich vielleicht der Traum eines anderen; fast körperlich kann ich mir vorstellen, ich sei eine Romanfigur und bewegte mich in den weiten Wellen eines Stils, in der vielschichtigen Wahrheit großen Erzählens.

Ich habe oftmals bemerkt, daß bestimmte fiktive Gestalten für uns eine so herausragende Stellung einnehmen, wie es unsere Bekannten und Freunde, diejenigen, die im sichtbaren, wirklichen Leben mit uns sprechen und uns zuhören, niemals könnten. Und das hat zur Folge, daß ich darüber nachsinne, ob nicht alles in diesem Weltgetriebe eine Abfolge von Träumen und Romanen ist, die wie Schachteln ineinanderstecken, kleine in größeren, die einen in den anderen, und immer so weiter und immer so fort, und das Ganze ist eine Geschichte aus lauter Geschichten.

TIEFSCHLAF IV

05.00 – 05.20 Uhr

254

Mehr als einmal hat mich bei meinen Gängen durch die spätnachmittäglichen Straßen die befremdliche, organisierte Gegenwart der Dinge unversehens, heftig und bestürzend in der Seele getroffen. Es sind weniger die natürlichen Dinge, die mich so berühren, so stark empfinden lassen, als vielmehr die Anordnung der Straßen, die Schilder und Aufschriften, die Menschen in ihrer Kleidung und ihren Worten, ihrem Tun, die Zeitungen, die Logik, die allem innewohnt. Oder die Tatsache, daß Straßen angeordnet sind, es Schilder, Aufschriften, ein bestimmtes Tun, Menschen und eine Gesellschaft gibt und alles zusammenfindet, bekannten Wegen folgt und neue erschließt.

Bei näherem Hinsehen stelle ich stets fest Licht erhellt sich mir dann mehr noch als aus der Existenz von Organismen, mehr noch als aus der Existenz logischer und streng physikalischer Gesetze, die welterschaffende und weltdurchdringende Intelligenz.

Wann immer dies geschieht, denke ich unweigerlich an jenen alten Satz, ich weiß nicht mehr welchen Scholastikers: Deus est anima brutorum, Gott ist die Seele der Tiere. Mit diesem wunderbaren Satz wollte der Autor die Sicherheit erklären, die den Instinkt niederer Lebewesen leitet, die nicht oder nur ansatzweise über Intelligenz verfügen. Doch wir alle sind niedere Lebewesen – Sprechen und Denken sind nur neue Instinkte und daher weniger sicher als alle übrigen. Dieser so schöne und treffende Satz des Scholastikers läßt sich noch erweitern, und ich sage: Gott ist die Seele von allem.

Ich habe nie verstanden, daß, wer einmal das große Uhrwerk des Uni-

versums als Faktum angesehen hat, die Existenz des Uhrmachers leugnen kann, an die nicht einmal Voltaire nicht glaubte. Wohingegen ich verstehe, daß man in Anbetracht bestimmter scheinbar außerplanmäßiger Fakten (wozu man allerdings den Plan kennen müßte, um zu wissen, ob sie tatsächlich außerplanmäßig sind) dieser höchsten Intelligenz ein Element der Unvollkommenheit zuschreibt. Dies verstehe ich, auch wenn ich es nicht akzeptieren kann. Desgleichen verstehe ich, daß man angesichts des Bösen in der Welt die unendliche Güte dieser schöpferischen Intelligenz in Zweifel zieht. Dies verstehe ich, wenngleich ich es ebenfalls nicht akzeptieren kann. Daß man aber die Existenz dieser Intelligenz, also Gottes, leugnet, scheint mir eine jener Dummheiten, wie sie so oft die Intelligenz von Menschen auf einem Gebiet beeinträchtigen, die auf allen anderen Gebieten absolut überlegen sein können; zum Beispiel solche, die sich immerzu verrechnen oder (um die Intelligenz der Empfindsamkeit ins Spiel zu bringen) nichts mit Musik, Malerei oder Dichtung anfangen können.

90

Die Realität als eine Form der Illusion erkennen und die Illusion als eine Form der Realität ist so notwendig wie nutzlos.

Jedes Ding ist, je nachdem, wie man es betrachtet, ein Wunder oder ein Hemmnis, ein Alles oder ein Nichts, ein Weg oder ein Problem. Es immer wieder anders betrachten heißt, es erneuern und vervielfältigen. Das Unendliche findet sich in einer Zelle wie in einer Wüste. Auf einem Stein kann man kosmisch schlafen.

Es gibt jedoch Augenblicke des Nachdenkens, in denen einem alles verbraucht, alles alt und alles wie ein Déjà-vu erscheint, obgleich man es noch nie gesehen hat. Denn sosehr wir auch über etwas nachdenken und es durch unser Nachdenken verändern, es wird doch immer Gegenstand unseres Nachdenkens bleiben. Irgendwann überkommt uns die Sehnsucht

nach dem Leben, wir möchten erkennen ohne die Erkenntnis, nachdenken nur mit den Sinnen oder tastend und fühlend denken, aus dem Gegenstand unseres Denkens heraus, als wären wir Wasser und er ein Schwamm. Dann wird auch für uns Nacht, und die große emotionale Müdigkeit verstärkt sich noch, da sie vom Denken kommt. Doch ist die Nacht ohne Ruhe, ohne Mond und ohne Sterne eine Nacht, als wäre alles umgekrempelt – das Unendliche nach innen genommen und eingeschränkt und der Tag zum schwarzen Futter eines nie gesehenen Anzugs.

373

Das Leben ist eine unfreiwillige Reise, ein Experiment. Eine Reise des Geistes durch die Materie, und da der Geist der Reisende ist, reist man im Geiste. Auf diese Weise hat so manche Seele in der Kontemplation intensiver, extensiver und stürmischer gelebt als andere in der äußeren Welt. Einzig das Ergebnis zählt. Das Gefühlte ist das Gelebte. Ein Traum kann so ermüden wie sichtbare Arbeit. Nie lebt man so sehr, wie wenn man viel denkt.

Wer abseits in einem Tanzsaal steht, tanzt mit allen Tanzenden. Er sieht alles, und weil er alles sieht, lebt er alles. Da alles letztendlich eine Empfindung oder Wahrnehmung von uns ist, ist es ein und dasselbe, ob man einen Körper berührt, sieht oder sich schlicht an ihn erinnert. Ich tanze mithin, wenn ich tanzen sehe.

196

Das Leben ist hohl, die Seele ist hohl, die Welt ist hohl. Alle Götter sterben eines Todes, größer als der Tod. Alles ist leerer als die Leere. Alles ist ein Chaos inexistenter Dinge.

Wenn ich dies bedenke und mich umblicke, um zu sehen, ob die Wirklichkeit meinen Durst löschen kann, sehe ich ausdruckslose Häuser, aus-

druckslose Gesichter und ausdruckslose Gesten. Steine, Körper und Ideen – alles tot. Alle Bewegungen sind Stillstand. Nichts sagt mir etwas. Nichts ist mir vertraut, nicht weil ich es befremdlich fände, sondern weil ich nicht weiß, was es ist. Die Welt ist mir abhanden gekommen. Und auf dem Grund meiner Seele liegt – als einzige Wirklichkeit dieses Augenblicks – ein tiefer, unsichtbarer Kummer, traurig wie ein Weinen in einem dunklen Zimmer.

282

Nachdem die letzten Sterne am morgendlichen Himmel zu einem Nichts verblaßt waren und die Brise an Frische verlor in dem kaum orangen Gelb des Lichts über den wenigen tiefen Wolken, konnte ich, der ich nicht geschlafen hatte, endlich meinen von nichts erschöpften Körper aus dem Bett erheben, von dem aus ich das Universum gedacht hatte.

Ich trat ans Fenster, mit vom Wachsein brennenden Augen. Auf den dichtgedrängten Dächern spielte das Licht mit blaßgelben Reflexen. Ich betrachtete alles mit dem großen Stumpsinn des Schlafmangels. Dieser Tag wird auf mir lasten wie ein Nicht-Verstehen. Ich weiß, alles, was ich heute tun werde, wird bestimmt sein, nicht von der Müdigkeit durch den Schlaf, den ich nicht fand, sondern von der Schlaflosigkeit, die mich quälte. Ich weiß, ich werde mein Schlafwandlertum heute noch ausgeprägter, noch hautnah leben, nicht nur, weil ich nicht geschlafen habe, sondern weil ich nicht schlafen konnte.

ALBTRAUM

05.20 – 05.30 Uhr

208

O Nacht, deren Sterne Licht lügen, o Nacht, einzige Wesenheit groß wie das Weltall, mache mich mit Leib und Seele zu einem Teil deines Leibes, damit ich mich verliere, bloße Finsternis werde und ebenfalls Nacht, ohne Träume in mir wie Sterne noch das Hoffen auf ein Sonnenstrahlen aus der Zukunft.

281

Zuerst ist es ein Geräusch, das ein anderes Geräusch erzeugt im hohlen Dunkel der Dinge. Dann ein vages Geheul, begleitet vom knarrenden Schwingen der Straßenschilder. Dann plötzlich gellt die Stimme des Raumes, tobt, und alles fährt zusammen, hört auf zu schwingen, und Stille liegt in der Angst vor all dem, wie eine dumpfe Angst, die eine andere, schon verflogene Angst gewahrt.

Dann nichts als Wind – nur Wind, und schläfrig nehme ich wahr, wie die Türen in ihren Angeln erzittern und das Glas in den Fenstern klirrend widersteht.

Ich schlafe nicht. Der Schlaf lastet auf mir ohne die Last der Unbewusstheit ... Ich bin nicht. Der Wind ... Ich wache auf, schlafe wieder ein und habe noch immer nicht geschlafen. Eine Landschaft aus lauten, unbestimmten Geräuschen, jenseits der ich mir fremd bin. Vorsichtig genieße ich die Möglichkeit, zu schlafen. Ich schlafe tatsächlich, doch weiß ich nicht, ob ich schlafe. In dem, was wir für Schlaf halten, liegt immer ein Geräusch vom Ende aller Dinge, des Windes im Dunkel und, höre ich genauer hin, das Geräusch meiner Lungen und meines Herzens.

286

Jung noch, gingen wir einher unter den hohen Bäumen, dem unbestimmten Rauschen des Waldes. Die Lichtungen, vor denen wir auf unserem ziellosen Weg unversehens standen, wurden im Mondschein zu Seen, und ihre Ufer, ein Gewirr von Zweigen, waren dunkler als die Nacht selbst. Die unbestimmte Brise großer Wälder atmete hörbar in den Wipfeln. Wir sprachen über Unmögliches; und unsere Stimmen waren Teil der Nacht, des Mondscheins und des Waldes. Wir hörten sie, als gehörten sie anderen.

Der ungewisse Wald war nicht ohne jeden Weg. Unsere Schritte schlugen instinktiv unbekannte Pfade ein und schlängelten sich zwischen den Schattensprenkeln und dem unbestimmten Flimmern des harten, kalten Mondscheins hindurch. Wir sprachen über Unmögliches, und die ganze wirkliche Landschaft war ebenso unmöglich.

AUFWACHEN

05.30 – 06.00 Uhr



240

Die ganze Nacht, Stunde um Stunde, rauschte der Regen nieder. Die ganze Nacht schlug seine kalte Monotonie in meinem Halbschlaf gegen die Scheiben. Bald peitschte eine Windböe hoch durch die Luft, und das Wasser glitt in klingenden Wellen und mit flinken Händen über die Scheiben; bald ließ nur ein dumpfer Klang das tote Draußen in Schlaf sinken. Meine Seele war die immergleiche, zwischen Bettlaken wie zwischen Leuten: sich

der Welt schmerzhaft bewußt. Der Tag ließ auf sich warten wie auch das Glück, mir war in dieser Stunde, als kämen sie nie.

Ach, kämen Tag und Glück doch tatsächlich nie! Dann bliebe der Hoffnung zumindest die Enttäuschung der Erfüllung erspart!

Das unerwartete Geräusch eines späten, hart über das Pflaster holpernden Wagens stieg vom einen Ende der Straße her an, wurde unter meinem Fenster zu Geknatter, erstarb allmählich hin zum anderen Ende der Straße, hin zum Ende meines Schlafes, der sich nie richtig einstellte. Ab und an schlug eine Tür im Treppenhaus. Mitunter planschten Schritte, raschelten nasse Kleider. Hin und wieder, wenn die Schritte zunahmen, klangen sie lauter, aggressiver. Verhallten sie, kehrte die Stille zurück, und es regnete weiter, ohne Ende.

Öffnete ich die Augen aus meinem Scheinschlaf, huschten über die dunkel sichtbaren Wände meines Zimmers Traumfetzen, matte Lichter, schwarze Striche, fast nichts, wandauf, wandab. Die Möbel, größer als bei Tag, fleckten undeutlich das absurde Dunkel. Die Tür deutete sich durch etwas an, das weder weißer war noch schwärzer als die Nacht, und dennoch anders. Das Fenster hingegen hörte ich nur.

Frisch, fließend, unbestimmt klang der Regen. Die Zeit verlangsamte sich bei seinem Geräusch. Meine seelische Einsamkeit wuchs, breitete sich aus, ergriff Besitz von dem, was ich fühlte, herbeisehnte, zu träumen begann. Die undeutlichen Gegenstände, die im Dunkel meine Schlaflosigkeit teilten, fanden Platz und Schmerz in meiner Untröstlichkeit.

1

Die Unbewußtheit ist das Fundament des Lebens. Wenn das Herz denken könnte, stünde es still.

PARTNER

In Kooperation mit den
Staatlichen Kunstsammlungen Dresden



Mit freundlicher Unterstützung des
Fördervereins Staatsschauspiel Dresden e. V.



DAS BUCH DER UNRUHE wird durch einen ETC Digital Theatre Grant unterstützt. Die Förderung ist Teil des ETC-Programms „ENGAGE – Empowering today’s audience through challenging theatre“ und wird ko-finanziert durch das Creative Europe Programm der Europäischen Union.



Co-funded by the
Creative Europe Programme
of the European Union



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**

www.staatsschauspiel-dresden.de